

# THEOLOGISCHE REVUE

118. Jahrgang

– März 2022 –

---

**Jullien, François: Ressourcen des Christentums.** Zugänglich auch ohne Glaubensbekenntnis. – Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2019. 128 S., geb. € 15,00  
ISBN: 978-3-579-02395-3

François Jullien (\*1951) ist französischer Philosoph und Sinologe, ein Grenzgänger zwischen den kulturellen Ressourcen Chinas und Europas. Als Inhaber eines Lehrstuhls für Alterität denkt J. aus dem Abstand asiatischer Philosophie heraus auf erfrischende Weise über grundlegende Themen westlicher Tradition nach. Das schmale Buch mit rund 120 S. macht eine Vorlesung zum Christentum zugänglich, die J. 2016 an der Université catholique von Lyon gehalten hat. Der Titel ist Programm, aber erst nach der Lektüre versteht man etwas besser, welchen Unterschied dies machen könnte.

Nachdem Europa verzweifelt versucht hat, dem Christentum so weit wie möglich auszuweichen, ohne es dabei wirklich loszuwerden, fragt J. mit überraschender Neugier (Kap. I) „was das Christentum an [...] Produktivem in sich enthält“ (19), „was es an für die *Existenz* Förderlichem enthalten könnte“ (20). Er versteht das Christentum als eine offene Ressource (Kap. II), die für das Leben erforscht und ausgebeutet werden kann, auch wenn man sich nicht vollumfänglich zur Identität eines religiösen Bekenntnisses bekehrt. J. denkt nicht (mehr) in den binären Gegensätzen des Platonismus oder der Moderne, verfällt aber auch nicht in undifferenzierte Esoterik. „Wenn man die Ressource von der Glaubensentscheidung befreit, heißt das noch lange nicht, ihre Besonderheit zu negieren und in der Folge ihr Leistungsvermögen zu beseitigen. [...] Denn Ressourcen schließen einander nicht aus, vermischen sich aber auch nicht. Sie können geteilt werden, werden aber nicht banal. Die religiösen Sätze sind, wie alle Sätze des Denkens, ebenso wenig auszudünnen wie aufzuzwingen“ (32–33). J. schlägt vor, von Abständen zu sprechen, die Unterschiedliches in Beziehung und auf Spannung halten. Bei Abständen wird nicht die Trennung, sondern das Dazwischen zu einem wichtigen Ort, an dem neue und bisher nicht geahnte Gemeinsamkeiten entstehen können. „Im Unterschied zu der Unterscheidung, die, wenn sie einmal getroffen, das andere fallen lässt, behält der Abstand das in Betracht Gezogene, da er das [...] in Spannung zueinander belässt, was durch ihn getrennt wurde. In den Evangelien erweist sich diese Einrichtung nicht etwa von Abgründen, sondern von Abständen zueinander als produktiv, denn sie fordert wie von selbst in ihrem aktiven Zwischen eine ständige Befragung und ein Darüberhinausgehen des einen vom anderen“ (36): eine Vielzahl an Überlieferungen etwa (vier Evangelien) und ständige Übersetzungsprozesse vom Aramäischen ins Griechische ins Lateinische und ins Koptische ...

Die weiteren Kap. widmen sich, auch das angesichts der Paulusbegeisterung in der „French Theory“ überraschend, primär dem JohEv: Was daran kann heute zur Ressource des Lebendigen werden? Im Unterschied, oder mit J. besser, im Abstand zur griechischen Seins-Ontologie und zum

chinesischen „Werden“ kennzeichnet das Christentum die Möglichkeit des Ereignisses: Es geschah (ἐγένετο). „Johannes hat sich zu dem Gedanken entschieden, dass es ein Heraufkommen/Geschehen [advenir] gibt, das eine Zukunft eröffnet, die noch nicht in dem enthalten ist, was ihr vorhergegangen ist: die nicht bereits angebunden und angekettet ist, dass ein noch nie Dagewesenes möglich ist.“ (46) Weder die Metaphysik der Griechen (und die später daraus entstehende christliche Theologie) noch die chinesische Prozessualität (48) können dem Ereignis und dem Dazwischen jenes ontologische Gewicht verleihen, wie es J. bei Johannes entdeckt. Er arbeitet als zweite Ressource heraus, wie das Leben als ein Lebendiges in eben jener Ereignishaftigkeit besteht: das Leben in Fülle (Joh 10,10, S. 55) oder das Wasser des Lebens in der Szene mit der Frau am Jakobsbrunnen (Joh 4,10, S. 63). Auch die Frage, was es heißt, lebendig zu sein, diskutiert J. entlang griechischer Begriffsunterscheidungen (*bios/zôé/psyché*) und des chinesischen „sein Leben nähren“ (*yang sheng*) sowie in einem kleinen Exkurs zu Michel Henry. Das Lebendige sei mehr als das nackte Leben, sei Leben im Überfluss welches aber nicht in Ausweitungen oder intensivierender Vitalität des „immer mehr“ aufgehe, sondern Andere am Leben teilhaben lässt und sich für Andere hingibt. Was in Kap. V „Logik der De-Koinzidenz“ heißt, würde man theologisch wohl als Kenosis bezeichnen. Über das Gotteskonzept des Johannesprologs schreibt er, um nicht „in seiner kompakten Positivität [zu] verkümmern“ muss Gott „von sich selbst *abweichen*, um effektiv *sich lebendig zu ereignen* [advenir].“ (73) Nicht Selbst-Identität oder ganzheitliche Stimmigkeit zeugt vom Lebendigen, sondern die Abstände, die das Leben in Spannung und auf Zug halten. „Die Intelligenz des Johannes [...] besteht darin, zu verstehen, dass ein mit sich koinzidierende Gott ein toter Gott wäre. Indem er von sich de-koinzidiert, ist er, ganz im Gegenteil, lebendiges Leben und ermöglicht zu leben“ (74). J. betont die „Nutzung der Abwesenheit“, das „Öffnen eines Abstands“ und das „Wiederherstellen einer Distanz in der Nähe“ (76) als an Jesus abgelesene Strategien um das Leben (wieder) zu öffnen, Leben zu geben. Das Befremdlichste dabei sei, so J., wie diese freigebende christliche Logik paradoxer Weise „auch dazu dienen konnte, den Unterdrückungsapparat der Macht zu festigen, wie die Kirche das in ihrer Geschichte gemacht hat. [...] Ich frage mich, wie die Würdenträger der Kirche und all diejenigen, die die Verbindung von Thron und Altar predigen, Johannes überhaupt lesen konnten.“ (86)

Kap. VI beschreibt die damit einhergehende Rekonfigurierung von Wahrheit. Wahrheit ist bei J. kein transzendenter ewiger Inhalt, dem man folgen und sich unterwerfen müsse. Wahrheit liegt in der praktischen Ereignishaftigkeit, die das Leben befreit und lebendig macht. Er meint mit Bezug auf Levinas und Ricoeur, es gehe Johannes um das lebendige Selbst Jesu (Ipseität) und nicht um die äußerlichen Fixierungen einer gleichbleibenden Identität. Glaube sei nicht Glaube *an* die Identität Jesu, sondern Glauben als Vertrauen *in* die existenzielle Wahrheit dieses Selbst. Das Buch endet in Kap. VII mit der Episode von der Ehebrecherin (Joh 8). J. betont, Johannes versuche so wenig wie möglich zu ideologisieren und zu moralisieren. Die Leben ermöglichende Urteilsenthaltung wird so zu einer unendlichen Ressource (111). Nicht von dieser Welt zu sein, das versteht er nicht als platonische Verdoppelung der Welt ins metaphysische Jenseits, sondern von der Ex-istenz her als außerhalb der Welt im Anderen zu bleiben. Liebe als fast heroische Hingabe scheint für den Sinologen damit die zentrale Ressource des Christentums.

Auch wenn man theologisch sicher nicht alle Lesarten und Bemerkungen zum JohEv teilen muss (Kreuz, Leiden und Verletzbarkeiten bleiben ebenso unterbelichtet wie Fragen nach Macht, Herrschaft und Gerechtigkeit), so liegt in J.s Herangehensweise doch ein fast fremdprophetisches Potenzial. Jenseits aller kirchlichen und (co-)klerikalen Verklammerungen weist J. auf die mögliche

Bedeutung christlicher Basics im Heute hin: als offene Ressource (open source), um zum Leben zu kommen. Den Glauben in dieser Weise freizugeben heißt eben nicht, ihn aufzugeben, sondern seine Ressourcen für ereignishafte Aneignungen zur Verfügung zu stellen, allerdings ohne Zwang zu exklusiver Zugehörigkeit, ohne Wenn-dann-Struktur und nicht als rivales Entweder/Oder. So funktioniert das Buch auf mehreren Ebenen, als Kommentar zum Johannesevangelium, als Beitrag zu einer interkulturellen (nahezu postkolonialen) Philosophie der christlichen Tradition und als Lektüre zur zeitgenössischen spirituellen Orientierung.

Über den Autor:

*Michael Schüßler*, Dr., Professor für Praktische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen ([michael.schuessler@uni-tuebingen.de](mailto:michael.schuessler@uni-tuebingen.de))